

Kurt Lüscher

Menschen als „homines ambivalentes“

Einleitung

Wir Menschen sind fähig, die Erfahrung von Ambivalenzen zu machen. Diesen einfachen Satz möchte ich im Folgenden auslegen und anschließend diskutieren. Das erfordert zunächst eine (Er-)Klärung, wie ich das Wort „Ambivalenz“ verstehe. Welches sind die tragenden Elemente? Gibt es so etwas wie einen Bedeutungskern? Zu diesem Zweck werde ich mich in der gebotenen Kürze der Geschichte des Begriffs zuwenden. An ihrem Anfang steht – was zu dessen Eigentümlichkeiten gehört – so etwas wie eine förmliche Geburtsurkunde. Bemerkenswert ist dann die rasche und sich zunehmende ausweitende Rezeption bis hin zur Übernahme in die Alltagssprache. Lässt sich vor diesem Hintergrund eine sowohl umfassende als auch differenzierte Definition formulieren? Dafür werde ich einen Vorschlag machen. Zentral ist dabei die Idee, einen wichtigen heuristischen Aspekt von Ambivalenz in der Relevanz für das Verständnis von Facetten persönlicher und kollektiver Identitäten zu sehen. Anschließend werde ich diese Überlegungen anhand von zwei Praxisfeldern veranschaulichen: der Analyse der Generationenbeziehungen sowie den Prozessen des „Entscheidens“. Zum Schluss komme ich auf die Frage nach menschenbildlichen Implikationen der Annahme zurück, dass Menschen fähig sind, Ambivalenzen zu erkennen, zu benennen und damit umzugehen. Lassen sich dafür anthropologische Begründungen formulieren?

Ich werde mich allerdings davor hüten zu sagen: der Mensch *ist* ein „homo ambivalens“ und damit implizit normativ argumentieren. Ich betone die *Möglichkeit* von Ambivalenzerfahrungen. Ein jeder und eine jede von uns kann sich, wenn von Ambivalenzen die Rede ist, eigenes Erleben vergegenwärtigen. Doch dieses Erleben – mithin die Sensibilität für Ambivalenzen (und die Vulnerabilität dafür) ist individuell und subjektiv. Gewissermaßen als ein durchgängiges Motto bietet sich der Satz des französischen Musikwissenschaftlers Ferraty (2009: 267) im Epilog einer Studie über Francis Poulenc und dessen Ambivalenzerfahrungen an: „A chaque ego correspond son dosage spécifique d’ambivalence.“ – Dieses weite Spektrum von denkbarer individueller Vertrautheit bis zur allgemeinen Theorie macht meines Er-

achtens das Faszinosum, die Aktualität und die wissenschaftliche Fruchtbarkeit von „Ambivalenz“ aus.

Ambivalenz: Vor 101 Jahren und heute

Zu den Besonderheiten des Begriffs der Ambivalenz gehört, wie eingangs bereits erwähnt, dass es dafür so etwas wie eine „Geburtsurkunde“ gibt:

„Protokoll der Ordentlichen Winterversammlung des (in den Worten jener Zeit, KL) Vereins schweizerischer Irrenärzte, 26./27. November, 1910. Bern, Universitätsgebäude: Vortrag Prof. Bleuler-Zürich über Ambivalenz.

Es gibt: eine affektive Ambivalenz. Die gleiche Vorstellung ist von positiven und negativen Gefühlen betont (der Mann hasst und liebt seine Frau).

Eine voluntäre Ambivalenz (Ambitendenz). Man will etwas und gleichzeitig will man es nicht, oder will zugleich das Gegenteil. Der Ambitendenz auf Anregung am nächsten liegt der Begriff der negativen Suggestibilität.

Eine intellektuelle Ambivalenz. Man deutet etwas positiv und zugleich negativ: Ich bin der Dr. A.; ich bin nicht der Dr. A. Das Wort „Lohn“ bedeutet auch Strafe. Die drei Formen lassen sich nicht trennen, gehen ineinander über und kombinieren sich...“ (Riklin, Zentralblatt 1910: 266).

Über 100 Jahre später hat sich der Begriff in zahlreichen wissenschaftlichen Disziplinen eingebürgert. Mittlerweile gehört die Redewendung „ich bin ambivalent“ zur Umgangssprache. Im Weiteren ist bemerkenswert: Obgleich die Geschichte des Begriffs vergleichsweise kurz ist, verweist er auf Sachverhalte und Erfahrungen, die schon sehr viel früher thematisiert wurden, beispielsweise in der Sagenwelt der Antike, in biblischen Geschichten sowie in der klassischen und romantischen Literatur und Kunst. Die Begriffsgeschichte, eingeschlossen ihre „Vorgeschichte“, stellt an sich ein spannendes Thema dar. Im Rahmen eines Referates lassen sich indessen nur einige Aspekte erwähnen.

Psychiatrie und Psychoanalyse

Noch an der Berner Versammlung selbst sagte Carl Gustav Jung: „Der Begriff der Ambivalenz ist wahrscheinlich eine wertvolle Bereicherung unseres Begriffsschatzes“ (Riklin 1910: 267). Die große Affinität von Sigmund Freud zu Am-

bivalenzen kann man daraus schließen, dass er dort, wo er den Begriff zum ersten Mal verwendet, im Aufsatz „Zur Dynamik der Übertragung“, von einem „glücklichen, von Bleuler eingeführten Namen“ (1912/1975, 373) spricht. 1925 ist in seiner Selbstdarstellung von einem wertvollen Begriff in unserer Wissenschaft und in „Totem und Tabu“ von einem „trefflichen Ausdruck“ (1913/1975, Fußnote S. 51) die Rede. Beachtenswert in dem hier interessierenden Zusammenhang ist Freuds Aufsatz über den „Gegensinn der Urworte“, auf den Bleuler, wie bereits erwähnt, hinweist und der ein Thema betrifft, das anscheinend auch Jung beschäftigt, der mit ihm in jener Zeit zusammenarbeitete. Aus heutiger Sicht kann man hier einen Zusammenhang mit der sprachlichen Formulierung von Ambivalenzen erkennen, die dann in der literaturwissenschaftlichen Rezeption herausgearbeitet wird. Der französische Psychoanalytiker Bourdin stellt in Bezug auf Freud fest:

„L'importance que Freud confère à l'ambivalence est extrême. Moins par sa complexité que par son universalité. Et il s'est attaché à en décrire la multiplicité clinique et culturelle, et à élaborer les liens avec nombre de concepts essentiels de la psychanalyse (...): complexe d'Edipe, sentiment de culpabilité, dualité pulsionnelle.“ (Bourdin 2005: 42)

Daraus lässt sich unschwer erkennen, dass Freuds Werk die Ubiquität des Konzepts bekräftigt. Ebenso wichtig ist im hier interessierenden Zusammenhang die Auffassung, wonach Ambivalenz als ein fundamentaler, letztlich die Grundstruktur menschlicher Erfahrung betreffender, dynamischer – eben von der Opposition zwischen Lebens- und Todestrieb geleiteter – „Konflikt“ verstanden werden kann, der als solcher auch nicht aufhebbar ist. Das verweist auf menschenbildliche Vorstellungen.

Ein anderer wichtiger Strang der psychoanalytischen Rezeption, der seinerseits aus Teilsträngen besteht, ist das objekttheoretische Verständnis, das früh und markant von Melanie Klein artikuliert wurde. Parkers Analyse (1995) von Mutterschaft bietet dafür eine inhaltsreiche Anwendung in einem praktisch und politisch bedeutsamen Feld. Die Autorin argumentiert im Kern folgendermaßen: Wenn sich Mütter Schuld oder Scham angesichts ambivalenter Empfindungen gegenüber den Kindern eingestehen (können), lässt sich auch beobachten, dass neue Formen des Umgangs mit dem Kind entwickelt werden. Allgemeiner formuliert: Die Akzeptanz der Tatsache, dass Mütter gegenüber ihren Kindern auch Gefühle der Ablehnung und sogar des Hasses haben können, die indessen in einem Spannungsfeld gleichzeitiger

Zuneigung und Liebe stehen, lässt Mütter verträgliche neue Verhaltensweisen finden, oder sie können über Beratung und Therapie dazu ermutigt werden. Damit wird auf die Möglichkeit eines sozial kreativen Umgangs mit Ambivalenzen verwiesen. Dieser wird überdies in den größeren Zusammenhang eines kultur- und sozialwissenschaftlichen Verständnisses von Mutter-schaft gerückt. Damit wird auf allgemeine gesellschaftstheoretische Interpretationspotenziale des Konzepts der Ambivalenz aufmerksam gemacht.

Sozial- und Kulturwissenschaften

Die *soziologische* Rezeption, die in den 1960er Jahren einsetzte, zeichnet sich dadurch aus, dass – in analoger plakativer Formulierung ausgedrückt – die Bedingung der Erfahrung von Ambivalenzen nicht nur als eine psychisch innere, sondern auch als eine äußere Dynamik verstanden wurde. Die praktische Anschauung für dieses soziologische Verständnis bot die in den 1960er Jahren populäre Rollentheorie und hier die Analyse des so genannten *Rollenkonflikts*, also das Spannungsfeld einander entgegengesetzter Erwartungen und deren normativen Begründungen. In den Worten von Merton und Barber (1963: 6), deren Aufsatz gewissermaßen am Anfang der soziologischen Rezeption steht: „In its most extended sense, sociological ambivalence refers to incompatible normative expectations of attitudes, beliefs, and behavior assigned to a social status (i.e., a social position) or to a set of statuses in a society“. In der Folge wurde diese Sichtweise, mithin auch das Konzept der Ambivalenz, vor allem für die Analyse der Spannungsfelder in Berufsfeldern der Medizin oder des Rechts genutzt, also dort, wo gleichzeitig Sachkunde (somit Distanz einerseits) und Einfühlungsgabe (somit Nähe andererseits) gefordert und erwartet wird. Später wurde die Fruchtbarkeit des Konzepts für die Analyse der Generationenbeziehungen zwischen Erwachsenen entdeckt. – Da es sich hierbei um meinen eigenen Arbeitsbereich handelt, werde ich darauf nochmals zurückkommen.

Ein weiterer Autor, Stichweh (1997: 169f.), hebt die Ambivalenzpotentiale in der Figur des Fremden hervor und veranschaulicht dies mit der Art und Weise, wie diese im Alten Testament dargestellt werden und versucht dann einen Bogenschlag von der theologischen zu einer soziologischen Interpretation:

„Der Gott des alten Israel scheint seinerseits die Ambivalenz gegenüber dem Fremden zu teilen, oder, wie man diese Deutung reformulieren könnte, wenn man „Gott“ durch den Terminus „Gesellschaft“ übersetzt: die Gesellschaft selbst selegiert die Störungen, die sie mit Hilfe des Fremden in sich einführt, und sie benötigt dafür, wenn dies ein flexibles Instrument sein soll, vielfältige Figuren der Ambivalenz.“

Man mag diese Argumentation teilen oder nicht – jedenfalls ist sie ebenfalls ein Versuch, das Konzept der Ambivalenz für den interdisziplinären Dialog zu nutzen.

Ein nochmals anderes Feld der Rezeption des Konzeptes findet sich im Schnittpunkt von Sozial- und Kulturwissenschaften bzw. im *Postmodernismus*. Hier stammt ein wichtiger Beitrag von Zygmunt Bauman (1996: 13f.). Er sieht Ambivalenz als „Möglichkeit, einen Gegenstand oder ein Ereignis mehr als nur einer Kategorie zuzuordnen“. Das ist für ihn „eine sprachspezifische Unordnung: ein Versagen der Nenn-(Trenn-)Funktion, die Sprache doch eigentlich erfüllen soll“. Daran schließt sich unmittelbar eine handlungstheoretische Folgerung an, denn ein „Hauptsymptom der Unordnung ist ein heftiges Unbehagen, das wir empfinden, wenn wir außerstande sind, die Situation richtig zu lesen und zwischen alternativen Handlungen zu wählen“. Daraus folgt:

„Die Situation wird ambivalent, wenn die sprachlichen Werkzeuge der Strukturierung sich als inadäquat erweisen (...). Es könnte sich erweisen, dass keines der erlernten Muster in einer ambivalenten Situation richtig ist – oder mehr als eines der erlernten Muster angewendet werden kann; was immer der Fall ist, das Ergebnis ist das Gefühl der Unentschiedenheit, Unentscheidbarkeit und infolgedessen des Verlustes an Kontrolle.“

Diese Rezeption steht ein Stück weit auch für ein Verständnis des Konzepts, das seine unerwünschten Aspekte hervorhebt (wie das auch in vielen alltagssprachlichen Umschreibungen der Fall ist).

Eine Alternative findet sich in der *literaturwissenschaftlichen* Rezeption. Bereits Eugen Bleuler – um ihm nochmals Tribut zu erweisen – hatte in einem Aufsatz für eine breitere Öffentlichkeit (Bleuler 1914) die allgemeine Tragweite des Begriffs von Ambivalenz bereits erkannt, so auch hinsichtlich der Dichtung:

„Die Ambivalenz ist eine der wichtigsten Triebfedern der Dichtung und weist zugleich ihren gestaltenden Kräften den Weg. Der wahre Dichter schafft aus den ihn bewegenden Komplexen heraus, und diese sind ihrer Natur nach wohl immer ambivalent, da abgeschlossene Ideen uns kaum mehr lebhaft bewegen können.“
(Bleuler 1914: 102)

Möglicherweise hat Bleuler an die Ödipus-Sage oder an Shakespeares „König Lear“ oder an Goethes „Wahlverwandtschaften“ gedacht. Uns heutigen Lesern fallen vielleicht Max Frisch, Thomas Bernhard oder Philipp Roth ein.

Wie auch immer: In den Literaturwissenschaften – allgemeiner: in jenen Wissenschaften, in denen die Exegese von Texten wichtig ist (also auch in der christlichen und jüdischen Theologie) hat sich mittlerweile das Konzept als ein nützliches Instrument der Analyse erwiesen. Pointiert formuliert ist hier die Einsicht entstanden, dass „Ambivalenzen“ geschaffen werden können, sowohl in der Anlage der Werke als auch in den Details des z. B. sprachlichen, malerischen und musikalischen Materials und der biographischen Einbettung künstlerischen Schaffens (vgl. z. B. Zima 2002 und Ferraty 2009). Eine weitere wichtige These formuliert Böschenstein (1983: 186) in Bezug auf Musil: „Was der Autor durch den Romanhelden dargestellt hat, soll nach ihm auch der Leser durchmachen.“ – Diese Einsicht oder These lässt sich verallgemeinern: Literatur ist, weil sie Ambivalenzen in Inhalt und sprachlicher Form darzustellen vermag, geeignet, Ambivalenzerfahrungen anzuregen, auszulösen und als eigene zu deuten. Das impliziert: Ambivalenzen können bewusst gestaltet, Ambivalenzerfahrungen können angestrebt werden.

Exkurs: Musil als Beispiel

Da sich ein Beitrag dieses Bandes ausschließlich mit Musil befasst, möchte ich in einem kurzen Diskurs auf jene Stelle (entnommen aus meinem Beitrag in Dietrich et al. 2009) eingehen, in der er – und darin ist er unter den Literaten eine Ausnahme – explizit den Begriff der Ambivalenz verwendet. Es ist dies eine Passage im „Mann ohne Eigenschaften“. Von der Hauptfigur Ulrich heißt es in Kapitel 61, S. 265:

„In diesem wenig glücklichen Augenblick, wo sich die sonderbare kleine Gefühlswelle, die ihn für eine Sekunde gefasst hatte, wieder auflöste, wäre er bereit gewesen,

zuzugeben, dass er nichts besitze als eine Fähigkeit, an jeder Sache zwei Seiten zu entdecken, jene moralische Ambivalenz, die fast alle seine Zeitgenossen auszeichnete und die Anlage einer Generation bildete oder auch deren Schicksal.“

Einige Zeilen weiter legt der Autor Ulrich folgende Worte in den Mund: „Es ist eine komische Sache. Ein merkwürdiger Unterschied: Der zurechnungsfähige Mensch kann immer auch anders, der unzurechnungsfähige nie.“ Darauf folgt zu Ulrichs Gegenüber folgende Beobachtung: „Bonedeia, erwiderte etwas sehr Bedeutendes. „Ach du!“ erwiderte sie. Das war die einzige Unterbrechung, und das Schweigen schloss sich wieder“ (Musil 1930/1932/1978: 265).

Vergegenwärtigen wir uns, ohne ins Detail zu gehen: Die Handlung spielt 1913, also im Österreich des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts. Ende 1930 lag die erste Fassung vor. Musil legt den Begriff also seinem Protagonisten in jener Zeit in den Mund, in der er im österreichischen und internationalen psychoanalytischen Schrifttum zunehmend rezipiert wurde. Er benutzt ihn, um eine Generation zu charakterisieren. Zugleich fügt er die Gegenüberstellung zurechnungsfähig/unzurechnungsfähig an, die dem Thema krank/gesund verwandt ist. Und Bonedeia werden (hier kommt Ironie ins Spiel!) „Ach Du!“ als bedeutungsvolle Worte in den Mund gelegt.

Man findet auf dieser knappen halben Seite somit wesentliche Merkmale des Konzepts und dies hinsichtlich der Charakterisierung einer Generation (Makrostruktur), dem Erleben einer Person (Mesostruktur) und in einem einzelnen Satz (Mikrostruktur). Eben dieser Brückenschlag wird von Theoretikern, so von Zima (2002), als besondere Möglichkeit bzw. Qualität der literaturwissenschaftlichen Arbeit mit dem Konzept gesehen. – Michel stellt in diesem Zusammenhang fest: „Fast jeder Satz Musils impliziert die Möglichkeit seiner Umkehrung, das heißt, er integriert die Ambivalenz der in ihm enthaltenen Aussage“ (Michel 1954: 25). Gleichzeitig ist das übergreifende Thema des Romans, die Parallelaktion, in sich widersprüchlich und in einem historischen Umbruch angesetzt. Es würde den Rahmen dieser begriffsgeschichtlichen Skizze sprengen, im Einzelnen aufzuzeigen, wie das Konzept in den Literaturwissenschaften verwendet wird. In jedem Fall ist jedoch die Möglichkeit der Parallelität zwischen den unterschiedlichen Ebenen des Erzählens hervorzuheben.

Die Breite der Rezeption des Begriffes der Ambivalenz ist mit diesen Streiflichtern noch längst nicht vollständig abgedeckt. Zu erwähnen wäre – der textwissenschaftlichen Rezeption verwandt – die Arbeit mit dem Begriff

in der *Theologie*, sowohl hinsichtlich der Auslegung biblischer Schriften als auch im Blick auf die praktische Theologie, hier insbesondere hinsichtlich einer zeitgemäßen Gestaltung von Ritualen (Dietrich et al. 2010, Fopp 2011). Genutzt wird das Konzept auch in den *politischen Wissenschaften*, so für die Analyse des Verhaltens in Wahlen und Abstimmungen (Craig und Martinez 2005, Steenbergen und Brewer 2004), ferner in der *Geschlechterforschung*. Teilweise in dieser, aber auch in den bereits erwähnten Arbeiten aus dem Bereich des Postmodernismus und des Poststrukturalismus, wird das Konzept der Ambivalenz in seinen philosophischen Dimensionen ausgelotet, wie z. B. Haller (2011) prägnant darlegt. Ich selbst habe unlängst – um noch einen ganz anderen Aspekt zu erwähnen – vorgeschlagen, *musikalisches Improvisieren*, namentlich in der Form der so genannten „Freien Improvisation“ als ein Spiel mit Ambivalenzen zu deuten (Lüscher 2011b).

Dimensionen und Vorschlag einer Definition

Skeptiker werden angesichts dieser breiten Rezeption fragen: Gibt es überhaupt etwas, das *nicht* ambivalent ist? Hat nicht jedes Ding seine zwei Seiten? Und ferner: Ist überhaupt Ambivalenz oder vielmehr Polyvalenz heutzutage die Herausforderung? – Ich will versuchen, mich Antworten auf diese Fragen in einer wissenssoziologischen Sichtweise anzunähern (Lüscher 2011a, c). So gesehen ist Ambivalenz ein Wort, dessen Bedeutungen sich durch seinen sozialen Gebrauch herausbilden. Welches sind nun deren tragende Elemente? (Siehe dazu auch das Diagramm auf S. 21)

Ausgangspunkt sind häufig Polaritäten und auch Dualismen, wie sie im Alltag ebenso wie in der Wissenschaft weit verbreitet zur Sprache kommen. Der Prototyp einer solchen Redeweise lautet: Jedes Ding hat seine zwei Seiten, hat seine Vor- und Nachteile. Oft ist diese Zweiseitigkeit offensichtlich. Wir können zwischen Vorder- und Rückseite unterscheiden. In anderen Fällen liegt eine Reduktion vor: Wir erwägen die verschiedenen Aspekte einer Sache, auch die Eigenschaften eines Menschen so lange, bis wir auf eine zweiwertige Einschätzung oder Gegenüberstellung stoßen. Der Begriff der Ambivalenz wird im Alltag oft in diesem einfachen, dualistischen Sinne genutzt. Doch braucht es dann den Begriff überhaupt? Ist so gesehen nicht eben alles „ambivalent“? Offensichtlich ist damit das Potential des Begriffs nicht ausgeschöpft, wird seine Spezifik nicht getroffen.

Angesprochen werden Erfahrungen, die wir als Hin und Her umschreiben, mit Redeweisen wie Tauziehen, Schwanken oder auch Balancieren. Etwas weiter ausholend kann man Erfahrungen des Auf und Ab in depressiven Verstimmungen und die eigentümliche Anziehungskraft des Melancholischen dazu zählen. Diese Redensarten weisen darauf hin, dass mit Ambivalenz auch ein dynamisches Geschehen bezeichnet werden kann. Es wird in der Literatur oft als *Oszillieren* umschrieben. Doch auch hier liegt der Einwand nahe, dass das Attribut „ambivalent“ lediglich auf etwas verweist, was mit anderen Begriffen ebenso gut umschrieben werden kann.

Das Bild gewinnt an Tiefenschärfe, wenn die beiden Redeweisen, die dualistisch-*strukturelle* und die dualistisch-*prozessuale*, miteinander verknüpft werden. Dann kommt die Dynamik menschlichen Denkens, Fühlens, Wollens in den Blick. Insbesondere öffnet sich das Tor zur Analyse des Handelns in der relativen Gebundenheit an zwei Bedingungen, nämlich *erstens*, den sozialen Raum, also soziale Strukturen, das Eingebettet sein in soziale Ordnungen und Gesellschaftlichkeit. Und *zweitens*, die relative Gebundenheit an Zeit und Zeitlichkeit. „Zeit“ wiederum hat zum einen sozialen Charakter. Sie ist Weltzeit, objektiviert als Uhrzeit und in sozialen Institutionen. Doch sie hat auch einen subjektiven Charakter: Es ist die Zeit des einzelnen Menschen, im Bezug auf seine aktuelle Befindlichkeit, auf sein bisheriges Erleben und seine Ambitionen für künftiges Leben.

Polarität und Differenz lassen sich in vielen Fällen auch so lesen, dass sie auf ihr Gegenteil, auf das Andere verweisen und die Dinge dadurch immer auch anders gesehen werden können. Oszillieren zeigt, dass das Erkannte, einmal erkannt, bereits vergangen ist, gleichzeitig jedoch die Vorstellung beinhaltet, Neues sei denkbar. Menschen haben nicht nur einen *Wirklichkeitssinn*, sondern auch einen *Möglichkeitssinn* (um Musil zu paraphrasieren). Vor diesem Hintergrund lässt sich meiner Ansicht nach auch ein Bedeutungskern von Ambivalenz erkennen. Es ist die Frage menschlicher Identität und Subjektivität, also die Frage, ob und wie wir Menschen uns als unverwechselbare, einmalige Individuen denken, wahrnehmen können und ob wir als solche zu handeln vermögen – ob wir folglich auch vor uns selbst und den anderen verantwortlich zu handeln vermögen.

Polarität bzw. Differenz *einerseits*, Oszillieren *andererseits*, haben wiederum je zwei Bezugspunkte. Der eine lässt sich als Sinnhaftigkeit und Bedeutung von Ereignissen, Tatsachen, Aufgaben, „Herausforderungen“, Beziehungen kennzeichnen. Allgemeiner noch kann man von der Sinnhaftigkeit

bzw. der Bedeutung von „Objekten“ sprechen. Der andere Bezugspunkt ist die Fähigkeit zu Handeln und sich anderen mitzuteilen.

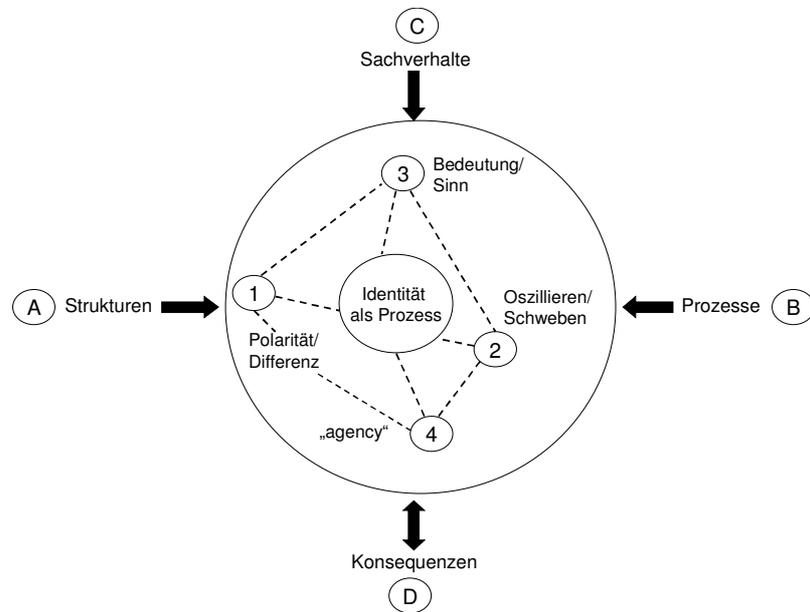
Das sind allgemeine Umschreibungen, die in der Analyse näher bestimmt werden müssen. Dabei sind unterschiedliche wissenschaftliche Perspektiven von Belang. Hier findet sich auch ein Ausgangspunkt für interdisziplinäre Diskurse. Sie können Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Verständnisses von Ambivalenz verdeutlichen.

Der andere Bezugspunkt ist die *Befähigung* zum Handeln. Dafür hat sich in den Sozialwissenschaften der Begriff der „agency“ eingefügt. Gemeint ist, was Waters (1994: 15) folgendermaßen umschreibt: „The process of acting in relation to a set of meanings, reasons or intentions is known as agency.“ Damit ist selbstverständlich die Reichweite dieses Konzepts noch nicht ausgeschöpft. Im Kontext des Diagramms wird indessen mit „agency“ auch auf die Fähigkeit verwiesen, sensibel für Ambivalenzen zu sein und damit umzugehen.

Schließlich ist darauf aufmerksam zu machen, dass die Erfahrung von Ambivalenzen durch Autorität, Macht und Herrschaft gefördert werden kann. Doch diese Kräfte können die Artikulation von Ambivalenzen auch erschweren und unterdrücken und sie können bestimmte Modi des Umgangs damit erleichtern oder erschweren. Dazu tendieren beispielsweise fundamentalistische religiöse und politische Orientierungen.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen sowie unter Bezugnahme auf die in der Begriffsgeschichte und der aktuellen Forschung beobachtbaren Nutzungen schlage ich nun folgende kompakte Definition von Ambivalenz vor: *Von Ambivalenzen kann man sprechen, wenn Menschen auf der Suche nach der Bedeutung von Personen, sozialen Beziehungen und Tatsachen, die für Facetten ihrer Identität und dementsprechend für ihre Handlungsbefähigung wichtig sind, zwischen polaren Widersprüchen des Fühlens, Denkens, Wollens oder sozialer Strukturen oszillieren, die zeitweilig oder dauernd unlösbar scheinen. Dabei können persönliche Beeinflussung, Macht und Herrschaft von Belang sein.*

Die folgende Abbildung ist ein Versuch, das Zusammenspiel dieser Elemente in Form eines Diagramms zu veranschaulichen.



Der Idee der „Identität“ wird somit eine herausragende, gewissermaßen integrierende Stellung in einem elaborierten Verständnis von Ambivalenz zugeschrieben, diese mit Bedacht jedoch nicht ins „Zentrum“ gesetzt, sondern als ein immer wieder zu bestimmender Ort in einem Kräftefeld umschrieben, der auch an anderer Stelle sein könnte (was sich in einem Diagramm nicht zeigen lässt). Definition und Diagramm sind somit Ausdruck der These, dass die Fruchtbarkeit des Konzepts der Ambivalenz dann voll zum Tragen kommt, wenn es theoretisch, empirisch und praktisch in Verbindung mit der Idee von „Identität“ genutzt wird, und zwar in einem dynamischen Verständnis von „Identität“, deren Dynamik gerade auch durch die Erfahrung von Ambivalenzen zustande kommt.

Darauf verweisen die praktischen, alltäglichen Erfahrungen, die wir unter dem Begriff der Ambivalenz subsumieren können, z. B. dass wir in einer dynamischen Gleichzeitigkeit anderen Menschen sowohl nahe als auch fern sein können, uns selbst mit dem eigenen Handeln zu identifizieren und uns davon zu distanzieren, sensibel für die Erfahrung von Ambivalenzen zu sein, diese zuzulassen oder zu verdrängen, sie zu kultivieren oder zu diskreditieren. Welche Facetten unseres Selbst werden durch Ambivalenzerfahrungen

und den Umgang damit entfaltet? Ein Nachdenken über Ambivalenz reiht sich somit in den seit der Neuzeit geführten Diskurs über den Menschen als Subjekt ein, nämlich hinsichtlich des zwiespältigen Verhältnisses des Menschen zur Welt und zu sich selbst in der Welt.

In diesem Zusammenhang stellt der Tübinger Philosoph Walter Schulz (1992) am Ende einer prägnanten Übersicht dieses seit Descartes geführten Diskurses fest, der unter dem Einfluss der Sprachphilosophie und des Postmodernismus einen starken Auftrieb erfahren hat:

„Die Zweideutigkeit der Subjektivität ist in ihrer Struktur, dem gebrochenen Weltbezug, begründet. Sie lässt sich nicht im Sinne der Metaphysik aufheben, die die großen Fragen nach der Stellung des Menschen ontologisch beantwortet. Es gilt im Gegenzug zu absoluten Antworten die doppeldeutige Struktur der Subjektivität herauszustellen und anzuerkennen. Die Doppeldeutigkeit der Subjektivität ist und bleibt aber eine „große Frage ohne Antwort“. – Man kann diese Frage auf sich beruhen lassen – im Alltag wird man es weithin tun. Man kann sich ihr aber auch stellen im Bewusstsein, dass ich ja selbst immer schon mit im Spiele stehe und dass es auch um mich geht.“ (a.a.O.: 14)

Veranschaulichung: Generationenambivalenz

Die vorausgehenden Überlegungen, die unvermeidlich abstrakt sind, möchte ich anhand meines eigenen Forschungsfelds veranschaulichen: der Analyse von Generationenbeziehungen. Hier wird – zusätzlich gefördert durch Intimität und Alltäglichkeit – das Spannungsfeld des dynamischen Andersseins unter Bedingungen offensichtlicher Gemeinsamkeit besonders intensiv erlebt. Wesentlich ist dabei das „Angewiesensein“, das zunächst jenes des Kindes von den Eltern ist, jedoch (und vermutlich früher als häufig angenommen) auch ein solches der Eltern von den Kindern wird. Es wurde in seinen vielen Erscheinungsformen auch unter dem Gesichtspunkt der „Bindung“ abgehandelt. So sind Generationenbeziehungen ein Nährboden für Ambivalenz(en) und dies nicht nur im Kontext von Familie und Verwandtschaft. Will man nämlich die Herausforderungen, die Probleme und die Chancen der Lern- und Bildungsprozesse zwischen Generationen sowohl im Feld der persönlichen als auch der gesellschaftlichen Beziehungen näher analysieren, ist es nützlich, ja sogar unerlässlich, die Zwiespältigkeit ihrer Dynamik zu berücksichtigen. Man kann sie bereits in der Etymologie des Begriffs der

Generation orten. Im Kern geht es darum, dass Neues aus dem Bisherigen geschaffen wird, woraus sich gleichzeitig *sowohl* Gemeinsamkeit *als auch* Verschiedenheit zwischen den Eltern und Kindern ergibt. Sinngemäß dasselbe gilt für gesellschaftliche Generationen. Hier bilden häufig politische Ereignisse und deren Interpretation den Bezugspunkt der Generationenbildung und der sich daraus ergebenden Spannungsfelder.

Im Verhältnis zwischen den Generationen geht es dabei vor allem um die Erfahrungen, die das Grundmuster von Interdependenz und Autonomie ausdrücken. Sie zeigen sich im Alltag darin, dass kleine Kinder *sowohl* die Geborgenheit bei den Eltern suchen *als auch* die Welt erkunden wollen. Sie zeigen sich in Phasen biographischer Übergänge, beispielsweise dem Auszug aus dem Elternhaus. Sie finden sich wieder in der Gestaltung von Pflege alter Familienangehöriger zwischen Pflicht bzw. Dankbarkeit und dem „Recht auf ein eigenes Leben“. Ambivalenzen treten auf im weiten Feld des Erbens. Nicht von ungefähr ist das Recht hier überaus detailliert. Viele Vorgaben erweisen sich bei näherem Betrachten als Versuche, mit Ambivalenzen unter den Beteiligten umzugehen.

Die einschlägige Forschung bietet mittlerweile zahlreiche Belege an, dass die Gestaltung von Generationenbeziehungen in eben diesem Sinne spannungsvolle Herausforderungen bietet. Sie handeln beispielsweise auch davon, wie Schwiegerbeziehungen gestaltet werden oder davon, was es bedeutet, wenn Kinder sich fundamentalistischen religiösen Gruppierungen anschließen. Doch die Forschung hat sich auch den Ambivalenzerfahrungen in anderen als verwandtschaftlichen Generationenbeziehungen zugewandt. So können im „Mentoring“ Konflikte zwischen Uneigennützigkeit und Loyalität auftreten.

Generationenbeziehungen umfassen Andersartigkeit im Kontext des gemeinsamen Menschseins. Darin aber liegt ein Potential. Wenn es gelingt, im Handeln eben dieses zu erkennen und zu benennen, wird die Erfahrung von Ambivalenz(en) relevant für die Entwicklung und Entfaltung der Persönlichkeit als eigenständig *und* gemeinschaftsfähig. Generationenbeziehungen sind wegen ihrer unausweichlichen Ubiquität und ihrer Mannigfaltigkeit ein wichtiges Feld, um diese Erfahrungen zu machen und einen konstruktiven Umgang damit zu entwickeln. Aus eben diesen Gründen sind Generationenbeziehungen auch ein Feld, in dem der Umgang mit Ambivalenzen exemplarisch erlernt werden kann. Plakativ formuliert: Die Akzeptanz von Ambivalenzerfahrungen und das Erproben und Erlernen des Umgangs damit kann

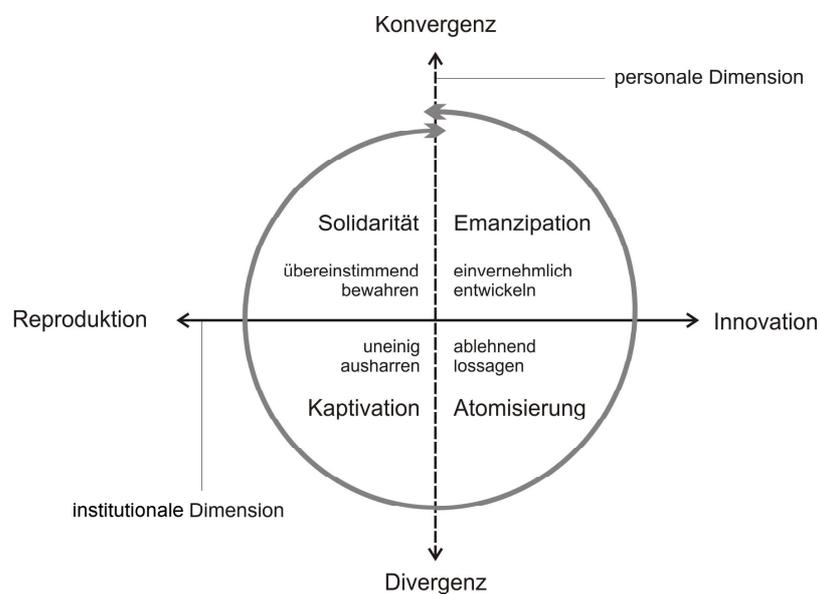
sehr wohl als ein Aspekt von „Bildung“ (im Sinne von „Menschenbildung“) gesehen werden.

Im Hinblick auf die Praxis haben wir in Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern in der Konstanzer Arbeitsgruppe „Gesellschaft und Familie“ konzeptuell und empirisch vier Typen der Erfahrung von Generationenambivalenzen unterschieden. Wir haben uns dabei von der theoretischen bereits implizit angesprochenen Vorstellung leiten lassen, dass in Beziehungen grundsätzlich zwischen einer *subjektiven* und einer *institutionellen* Dimension unterschieden werden kann. Zusätzlich postulieren wir nun, dass beide Dimensionen durch polare Gegensätze gekennzeichnet werden können. Für die subjektive Dimension sind dies Nähe bzw. Vertrautheit vs. Distanz bzw. Fremdheit, für die institutionelle Dimension sind es Tradition bzw. Beharren vs. Innovation bzw. Verändern. In der diagrammatischen Darstellung lassen sich daraus vier Grundtypen der Beziehungsgestaltung sowie der Erfahrung und des Umgangs mit den dabei auftretenden Ambivalenzerfahrungen herausarbeiten, die wie folgt schematisch charakterisiert werden können:

- *Typ 1: „Solidarität“*: Es überwiegt die persönliche Vertrautheit in überkommenen Lebenswelten und Tätigkeitsfeldern; Ambivalenzerfahrungen werden mit dem Hinweis auf das Gemeinsame weitgehend überspielt oder verdrängt.
- *Typ 2: „Emanzipation“*: Die gegenseitige Wertschätzung orientiert sich an der Vorstellung einer eigenständigen Persönlichkeitsentfaltung in sich wandelnden Lebenswelten; man gesteht sich Ambivalenzerfahrungen ein und bringt sie zur Sprache.
- *Typ 3: „Atomisierung“*: Distanz und Fremdheit sowie sich rasch verändernde Lebenswelten führen dazu, dass man sich auseinanderlebt; mögliche Ambivalenzerfahrungen werden verdrängt oder kommen nicht zum Tragen.
- *Typ 4: „Kaptivation“*: Man ist sich fremd und dennoch an überkommene Lebensformen gebunden; die Ambivalenzen äußern sich in Verstrickungen oder in einem instrumentellen gegenseitigen Umgang.

Wie jede Typologie vereinfacht auch diese. Allerdings beruht sie nicht auf einer bündelnden Generalisierung von Beobachtungen, sondern ist aus theoretischen Prämissen abgeleitet. Sie stellt darum eine Heuristik dar und ist somit darauf angelegt, ergänzt, ausdifferenziert und im Hinblick auf be-

stimmte Anwendungen modifiziert zu werden. In diesem Sinne bietet sie sich auch als einen Beitrag zur Vertiefung des interdisziplinären Gedankenaustausches an. Auch hier ist eine graphische Veranschaulichung möglich mit dem Ziel, die für ein Diagramm kennzeichnende Verknüpfung von Bild und Wort als anregende Heuristik zu nutzen – wie in Lüscher (2009) ausführlich dargelegt wird.



Ambivalenz und Entscheiden

Von der Analyse der Generationenbeziehungen lässt sich ein Brückenschlag zu einem anderen Feld vertrauter Ambivalenzerfahrungen vornehmen: Den Prozessen des Entscheidens. Dabei zeigt sich, dass die Idee der Ambivalenz wiederum auch auf grundsätzliche Themen des Verständnisses menschlichen Handelns oder – wenn man so will – alltäglichen „Menschseins“ verweist. Dazu zunächst folgende Überlegungen:

- Generationenbeziehungen sind dynamisch, folgen nicht ein für allemal festgelegten Mustern. Sie wandeln sich im Lebenslauf, an Wendepunkten

wie etwa dem Auszug aus dem Elternhaus, der eigenen Familiengründung oder der Konversion zu einer anderen religiösen Überzeugung.

- In dieser Dynamik treten Zeiten dichter Ambivalenzerfahrungen auf, die während kürzerer oder längerer Zeit bestehen können, die Entscheidungen hinsichtlich der Gestaltung der Beziehungen beeinflussen und auf diese Weise auch Anstoß für innovative Verhaltensweisen bieten. Dritte können dabei als Mediatoren auftreten.
- Familienrituale können ein Ort sein, bei dem die vorhandenen Ambivalenzen überspielt, ja sogar verdrängt werden; sie können aber auch zur Sprache kommen und damit die Beteiligung der Einzelnen fördern.

Das regt an, das Verständnis von Beziehungen auszuweiten. Beziehungen sind nicht schlicht dynamisch, sondern sie ergeben sich aus einer Abfolge von Entscheidungen, von denen viele den Umgang mit Ambivalenzerfahrungen erfordern, insbesondere dann – um es zu wiederholen –, wenn die Beziehungen für mich oder den/die Andere(n) von Belang für die Entfaltung und Entwicklung wichtiger Facetten des Selbst, der Persönlichkeit, sind.

Können wir diese Einsichten auch umkehren? Inwiefern ist es fruchtbar, Entscheidungen als dynamisch zu betrachten, genauer als ambivalenzträchtig, weil eingebettet in Prozesse der Beziehungsgestaltung und der Persönlichkeitsentfaltung? Für welche Entscheidungen trifft dies zu? In welchen Formen und welchem Ausmaß? Welche Charakteristika von Entscheidungen sind relevant?

Zugleich ist aber auch festzuhalten: Das Thema des Entscheidens als solches ist uralt und weist in zahlreichen Denkrichtungen und Disziplinen eine lange Tradition auf. Ich nenne nur die Philosophie, die Psychologie, die Sozialpsychologie, die Soziologie und namentlich die Ökonomie. Sie ist aktuell von besonderer Bedeutung. Das dort theoretisch und experimentell-empirisch entwickelte Paradigma des „Rationalen Entscheidens“ („Rational Choice“) hat in vielen Feldern Gefolgschaft gefunden (Friedrich et al. 1993, Srubar 1992). Das geschah in unterschiedlichen Ausprägungen. Indessen lassen sich – wie das einem Paradigma entspricht – konstitutive Elemente ausmachen. Im Falle von „Rational Choice“ ist dies vorab die Annahme, dass der Mensch als Individuum Nutzen und Kosten gegeneinander abwägt und sich für den größtmöglichen eigenen Nutzen entscheidet. Ausschlaggebend sind dabei letztlich die von außen an das Individuum herangetragenen Anreize. Grundsätzlich gilt dies für alle Verhaltensweisen. Also für Kaufen und

Heiraten, in Beruf und Freizeit. Doch selbstverständlich gibt es dazu themengeleitete Abwandlungen, und ebenso selbstverständlich ist es, dass oft das Paradigma als Modell im Sinne einer idealtypischen Annahme verstanden wird, von dem in der Wirklichkeit oft abgewichen wird.

Wie nun verhält sich die Grundidee von „Rational Choice“ zu den mit Ambivalenz bezeichneten Erfahrungen und Verhaltensweisen? Zweierlei hervorgehoben:

- Mit dem Attribut „rational“ verbinden sich Wertung und Hochschätzung. Der Schluss liegt nahe: Wer sich nicht rational verhält, handelt irrational, handelt nicht „vernünftig“ bzw. richtig.
- Vor diesem Hintergrund stehen die Rahmenbedingungen und die Anreize des Entscheidens sowie seine Ergebnisse im Vordergrund. Demgegenüber treten die zeitlichen Dimensionen des Entscheidens zurück. Es interessiert nicht, jedenfalls nicht primär, schwergewichtig als ein *Prozess*.

Ich kann es auch anders sagen: Dieser Prozess wird weitgehend reduziert auf das objektive Gewicht des Anreizes. Das subjektive Erleben, auch das subjektive Zeiterleben, treten zurück. Wer will – so eine Anwendung von „Rational Choice“ –, dass sich Menschen entscheiden, wie dies, sogenannte „objektiv“, als richtig angesehen wird (oder eben den eigenen Interessen dient), übt Einfluss und Macht durch Anreize aus. Soweit dies nun – beispielsweise beim Kauf von Produkten – funktioniert, hat diese Theorie bzw. dieser Denkansatz einen sich selbst erfüllenden Charakter. Das vermag teilweise seine Popularität zu erklären.

Hier setzen zahlreiche Kritiken von „Rational Choice“ ein. Ich nenne lediglich zwei. Es wird auf das sogenannte Unbewusste und die dabei vermuteten Möglichkeiten der Manipulation von Wünschen und Motiven verwiesen. Oder es werden biologische Einsichten ins Spiel gebracht. Ist dem Menschen der Egoismus oder der Altruismus angeboren und evolutionär entwickelt worden? (Auch hier findet sich bemerkenswerter Weise ein Dualismus!)

Wie nun aber wird das Verständnis des Entscheidens durch die Idee der Ambivalenz bereichert? Ich beschränke mich auf einige wenige Überlegungen. Zunächst: In der Heuristik, die ich vorschlage, ist der Rekurs auf die persönliche Identität konstitutiv. Das Verständnis lediglich banaler Entscheidungen, beispielsweise mein kurzes Zögern auf die Frage, ob ich beim Umtrunk im geselligen Kreis ein Glas Rotwein oder ein Glas Süßmost bestelle, legt keinen Rückgriff auf Ambivalenz nahe. Das gilt sinngemäß für viele

alltägliche Entscheidungen. Etwas anders verhielte es sich allerdings, wenn ich als Abstinente genötigt würde, unter Hinweis auf die gesellige Runde und das Angebot, sich zu duzen, also zur Gemeinschaft zu gehören, mich zu entscheiden. Doch auch hier bewegen wir uns vielleicht noch im Banalen.

Bereits anders sind die Entscheidungen, die prägend für das Bild sind, das ich von mir selbst im Rückblick und im Blick auf die Zukunft habe sowie das Bild, das andere von mir haben. Beispielsweise, wie ich beim Kauf eines Automobils ökologische Überlegungen gegenüber ökonomischen und praktischen Gesichtspunkten abwäge. In einen solchen Zusammenhang kann man auch mein Verhalten in Wahlen und Abstimmungen rücken.

Und offensichtlich können schließlich Ambivalenzen von Belang sein, wenn es um existenzielle Entscheidungen geht: Um Berufswahlen, um Partnerschaft und Elternschaft, um den Umgang mit der Folge von Schicksalsschlägen, und etwa auch um die Frage, ob ich mich als Organspender zur Verfügung stelle. Hier können sich die Ambivalenzen kumulieren, denn nicht nur das eigene Handeln und seine Konsequenzen sind wichtig, sondern auch die Folgen für soziale Beziehungen, für die Einbettung in die Gemeinschaft und Gesellschaft.

Wichtig an diesen Entscheidungen ist die Verknüpfung von sozialer und subjektiver Zeit. Damit meine ich Folgendes: Der soziale Zeitrahmen wird von der Geschichte, von historischen Ereignissen, von Fristen und Terminen vorgegeben. Der subjektive Zeitrahmen verweist auf die Biographie, auf den eigenen Zeithorizont, auf Verlässlichkeit und Gelassenheit, auf den ganz eigenen persönlichen Umgang mit den Zufälligkeiten des Lebens, mit Schicksal und Glück.

Vertieft man diese Überlegungen theoretisch, dann führen sie u. a. zur Frage, ob die Erfahrung von Ambivalenzen auf eine Spezifik menschlichen Entscheidens, unter Umständen auch in Verbindung mit der Gestaltung sozialer Beziehungen, hinweist. Dies ist ein Thema, dem sich Smelser an prominenter Stelle, nämlich seiner Präsidentschaftsrede vor der „American Sociological Association“ (1998) unter dem programmatischen Titel „The rational and the ambivalent in the social sciences“ zuwandte. Er rezipiert darin die vorausgehende psychoanalytische und soziologische Literatur und leitet daraus eine übergreifende These ab. Sie lautet in ihrer Quintessenz: Die Idee der Ambivalenz verweist auf eine Logik sozialer Beziehungen, die als komplementäres Gegenstück zur Rationalität der „Nutzenmaximierung“ verstanden werden kann:

„If we move toward the broader implications of the place of the rational and the ambivalent in the social sciences, it becomes clear that we are dealing with a fundamental existential dilemma in the human condition. It is communicated in various dichotomies – freedom versus constraint, independence versus dependence, autonomy versus dependence, maturity versus infancy, and more – but whatever the dichotomy, the dilemma appears insoluble.“ (Smelser 1998: 13)

Im Kern argumentiert Smelser also, dass es um unterschiedliche Dimensionen des Verständnisses der menschlichen Existenz und ihrer sozialen Einbettung geht. Rationalität (im Sinne von „rational choice“) verweist auf Freiheit (der Entscheidung, der Wahl), diese wiederum auf die Gebundenheit in Gruppen, also auf Abhängigkeit. Doch eigentlich, so die explizite Feststellung von Smelser – sind beides einander polar gegenüberstehende Bedingungen menschlicher Existenz. Daraus kann man schließen, dass die implizite Botschaft von Smelers Artikel lautet, das eigentlich grundlegende Charakteristikum menschlicher Existenz sei ihre Widersprüchlichkeit in dem Sinne, wie das Konzept der Ambivalenz sie deutet. Damit wird unter Bezugnahme auf die Rezeption in unterschiedlichen Disziplinen auf allgemeine menschen- und gesellschaftsbildliche Implikationen des Konzepts hingewiesen.

Ausblick: Menschen als „homines ambivalentes“

Nun ist es meines Erachtens nicht ohne Tücken, von einem Menschenbild zu sprechen. In vielen Fällen wird eine Eigenschaft oder eine Bündelung von Eigenschaften dem Menschen zugeschrieben und als erwünscht oder unerwünscht dargestellt. Menschenbilder sind kultur- und zeitgebunden. Sie werden normativ überhöht, dienen der Idealisierung und sind anfällig für Ideologien. Eindrücklich weist dies Graf (2009) nach. Es wird nicht nur gesagt, was der Mensch ist, sondern auch gleich, was er sein soll, wenn er richtig Mensch ist. Um diesen Fallstricken zu entgehen, argumentiere ich gewissermaßen umgekehrt und pragmatisch. Ich frage: Wenn Menschen – wie sich zeigt – Erfahrungen machen können, die wir mit guten Gründen mit dem Begriff der Ambivalenz kennzeichnen – welche Fähigkeiten über die menschliche Natur muss ich dann postulieren? Wichtig ist mir hier übrigens nicht nur die Frage als solche, sondern auch, dass nicht der Mensch angesprochen wird, sondern Menschen, unter denen es eben solche gibt, die Ambivalenzerfahrungen machen können.

Auf der Suche nach einer tragfähigen Antwort darauf hat mich bis jetzt eine anthropologische These des deutschen Philosophen Helmut Plessner am meisten überzeugt. Die Kernaussage postuliert: Menschen können sich selbst als ein „Ich“ wahrnehmen, genauer: seine Subjektivität und dementsprechend auch sein Tun und Lassen als Subjekt bedenken, also reflektieren können. Plessner fasst dies in der Denkfigur der „exzentrischen Positionalität“ zusammen. Sinngemäß: Menschen leben und erleben nicht nur, sondern erleben auch ihr Erleben (Plessner 1986: 10). Veranschaulicht in einem vereinfachenden Bild: Sie vermögen, bildlich gesprochen, hinter oder neben sich zu treten und sich selbst in ihrem Handeln mit der Um- und Mitwelt zu beobachten und können sich so in der eigenen Körperlichkeit und Umweltbezogenheit erkennen. Doch dies – kann man erläuternd beifügen – geht zugleich mit der Notwendigkeit einher, eben dieses Verhältnis zur Um- und Mitwelt immer wieder neu zu bestimmen. Dies geschieht nicht „aus einem als ursprünglich harmonisch annehmbaren Gleichgewicht zu seiner Um-/Mitwelt heraus, sondern dieses Verhältnis, diese Beziehung /muss/ immer wieder /geschaffen werden/“ (ebd.). – Das heißt nun auch: Menschen können sich als ambivalent erfahren, als „*homines ambivalentes*“ und – füge ich mit Nachdruck hinzu – können gegenüber diesen Erfahrungen von Ambivalenzen wiederum ambivalent sein.

Also ein nicht endender Regress? Um ihm zu entgehen, bringe ich eine pragmatische Maxime ins Spiel: Menschen können nicht *nicht* handeln, wenn sie überleben wollen. Ob sie dabei die Chance, den Willen und das Vermögen haben, nebst dem Wirklichkeitssinn auch den Möglichkeitssinn zu entfalten, entscheidet pragmatisch darüber, inwiefern Menschen sich selbst und die anderen als Subjekte zu erfahren vermögen, deren Leben Spielräume hat, die wir als *Freiheit* bezeichnen. – Damit bietet sich nun zugleich eine zugegebenermaßen plakative, indessen gerade vielleicht auch deswegen im Blick auf den angestrebten interdisziplinären Gedanken- und Erfahrungsaustausch nützliche Folgerung an: Leben in der Ambivalenz verweist auf Leben in der Freiheit und umgekehrt: Leben mit Ambivalenzen ist eine notwendige Bedingung von Freiheit!

1 Insgesamt stütze ich mich in diesem Referat – ohne dies im Einzelnen nachzuweisen – auf Texte, die im Rahmen des Projekts über die Tragweite des Konzepts der Ambivalenz entstanden sind. Dieses wird durch Mittel des Exzellenz-Clusters „Kulturelle Grundlagen der Integration“ der Universität Konstanz gefördert. Ich

danke Sandra Futter und Stefanie Trautwein für die Mitarbeit bei der Endredaktion. Nähere Angaben zum Projekt und Texte als „downloads“ finden sich unter www.kurtluescher.de

Literatur

- Bauman, Z.* (1996): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit.* Frankfurt am Main: Fischer.
- Bleuler, E.* (1914): Die Ambivalenz. In: Universität Zürich (Hg.): *Festgabe zur Einweihung der Neubauten.* Zürich: Schulthess & Co, 95-106.
- Bourdieu, P.* (2005): *L'ambivalence dans la pensée freudienne.* In: Emmanuelli, M.; Menahem, R.; Nayrou, F. (Hg.): *Ambivalence. L'amour, la Haine, l'indifférence.* Paris: PUF, 15-43.
- Böschenstein, H.* (1983): Historischer Übergang und Ambivalenz. Zum „Mann ohne Eigenschaften“: Beiträge zur Musil-Kritik. Bern, Frankfurt am Main, 181-190.
- Craig, S.C.; Martinez, M.D.* (Hg.) (2005): *Ambivalence and the Political Opinion.* New York: Palgrave Macmillan.
- Dietrich, W.; Lüscher, K.; Müller, C.* (2009): *Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten.* Zürich: TVZ.
- Ferraty, F.* (2009): *La musique pour piano de Francis Poulenc.* Paris: L'Harmattan.
- Freud, S.* (1912/1975): Zur Dynamik der Übertragung: Sigmund Freud Studienausgabe. Unnummerierter Ergänzungsband, hg. v. Mitscherlich, A.; Richards, A.; Strachey, J.; Grubrich-Simitis, I. Frankfurt am Main, 157-168.
- Freud, S.* (1913/1975): Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. Leipzig, Wien.
- Friedrichs, J.; Stolle, M.; Engelbrecht, G.* (1993): Rational Choice Theorie. „Probleme der Operationalisierung“. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 22 (1), 2-15.
- Fopp, S.* (2007): *Trauung – Spannungsfelder und Segensräume. Empirisch-theoretischer Entwurf eines Rituals im Übergang.* Stuttgart.
- Graf, F.W.* (2009): Menschenbilder. In: Graf, F.W. (Hg.): *Missbrauchte Götter. Zum Menschenbilderstreit in der Moderne.* München: Verlag C.H. Beck, 133-204.
- Haller, M.* (2011): Dekonstruktion der „Ambivalenz“. Poststrukturalistische Neueinschreibungen des Konzepts der Ambivalenz aus bildungstheoretischer Perspektive. In: *Forum der Psychoanalyse* 27,4: 359-371.
- Lüscher, K.* (2009): Ambivalenz: Eine soziologische Annäherung. In: Dietrich, W.; Lüscher, K.; Müller, C.: *Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten. Eine neue interdisziplinäre Perspektive für theologisches und kirchliches Arbeiten.* Zürich: Theologischer Verlag, 17-67 (*Enthält eine Skizze zur Begriffsgeschichte sowie den Exkurs über Musil*).

- Lüscher, K.* (2011a): Ambivalence – a „sensitizing construct“ for the study and practice of intergenerational relationships. In: *Journal of Intergenerational Relationships*, 9/2011, 191-206.
- Lüscher, K.* (2011b): Spiel mit Ambivalenzen: Freies Improvisieren im Spannungsfeld von Subjektivität und Sozialität. In: *Dissonance. Schweizer Musikzeitschrift für Forschung und Kreation*, 116, Dezember 2011, 35-40.
- Lüscher, K.* (2011c): Ambivalenz weiterschreiben: Eine wissenssoziologisch-pragmatische Perspektive. In: *Forum der Psychoanalyse*, Jahrgang 4/2011.
- Merton, R.K.; Barber, E.* (1963): Sociological ambivalence: Sociological theory, values and sociocultural change. *Essays in honor of Pitirim A. Sorokin*. London: The Free Press of Glencoe, 91-120.
- Michel, K.M.* (1954). Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“. Die Utopie der Sprache. In: *Akzente. Zeitschrift für Dichtung* 1, 23-35.
- Musil, R.* (1930/1932/1978): *Der Mann ohne Eigenschaften*. Berlin: Rowohlt.
- Parker, R.* (1995): *Mother love, mother hate. The power of maternal ambivalence*. New York: Basic Books.
- Plessner, H.* (1986): *Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie*. Stuttgart: Reclam.
- Riklin, F.* (1910/11): Mitteilungen. Vortrag von Prof. Bleuler über Ambivalenz. In: *Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift*, 43, 405-407.
- Smelser, N. J.* (1998): The rational and the ambivalent in the social sciences. In: *American Sociological Review*, 63, 1-16.
- Schulz, W.* (1992): *Subjektivität im nachmetaphysischen Zeitalter*. Pfullingen: Neske.
- Srubar, I.* (1992): Grenzen des „Rational Choice“-Ansatzes. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 21 (3), 157-165.
- Stichweh, R.* (1997): *Ambivalenz, Indifferenz und die Soziologie des Fremden: Ambivalenz. Studien zum kulturtheoretischen und empirischen Gehalt einer Kategorie der Erschließung des Unbestimmten*. Hg. v. Luthe, H. O.; Wiedenmann, R. E. Opladen, 165-183.
- Steenbergen, M.; Brewer, P.R.* (2004). The Not-So-Ambivalent Public. Policy Attitudes in the Political Culture of Ambivalence. In: Saris, W.E.; Sniderman P.M. (Hg.): *Studies in public opinion. Attitudes, nonattitudes, measurement error, and change*. Princeton, Oxford: Princeton University Press, 93-129.
- Waters, M.* (1994): *Modern Sociological Theory*. London: Sage.
- Zima, P.V.* (2002): *L'ambivalence romanesque. Proust, Kafka, Musil*, Paris: L'Hamattan.